

Ammi [Schluss]

Autor(en): **Oertel, Wilhelm**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **27 (1923-1924)**

Heft 3

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-663956>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ist doch was Großes zu allen Zeiten,
 So ein Feiergefang von ernsthaften Leuten!
 Ja, sie sind alle zu Betern gereift,
 Ein Hauch vom Himmlischen hat sie gestreift.
 Sie nehmen's nicht leicht, gibt Jeder sein Teil,
 Sie singen um Brot, sie singen um Heil.
 Und ist auch manche Saite verstimmt,
 O glaubt, daß Gott sie für silbern nimmt!
 Er ahnet die Seufzer, er hört die Bitten
 Derer, die Trübsal und Leid erlitten,
 Er freut sich sehr des Danks der Beglückten,

Er lohnet die Einfalt der Entrückten,
 Der Suchenden Not, der Ahnenden Traum
 Füllt wie eine Wolke den heiligen Raum.

Singt! Betet! Bringt eure Seelen dar!
 Der Abgestorbenen stille Schar,
 Die mit euch feiert ungesehen,
 Darf begreifen jetzt und verstehen.
 Laßt euch den Andachtwillen nicht rauben,
 Das Leben wär' tot ohne Wunder und Glauben.

Ammi.

Erzählung von Wilhelm Dertel.

3.

(Schluß.)

Raum war es nach den aufregenden Ereignissen wieder ruhiger geworden in Benders Seele, so zog in sie der alte Ehrgeiz wieder mit aller Macht ein. Die Stelle des Gemeindevorstandes oder Syndiks war durch Weierichs Tod erledigt, und er steuerte jetzt mit vollen Segeln auf sie los, die ihm einst entgangen war, wie er meinte, durch des Müllers Bauermann listiges und ränkevolles Spiel.

Wie immer eine langgenährte Feindschaft denen, die gerne Hader säen und zu Ohrenbläserien Liebhaberei tragen, ein weites Feld heillosen Wirksamkeit eröffnet, so fehlte es auch jetzt dem ehrgeizigen Bender nicht an solchen, die ihm hinterbrachten, diesmal denke Bauermann an sich selber. Er sei beim Maire und Unterpräfekten gar gut angeschrieben und sei schon bei beiden gewesen, um sich die Stelle zu sichern. Da glühte der alte Haß noch einmal so feurig, da war die Macht der Leidenschaft im Manne so groß, daß er sich freute, seinem Kinde, das des Feindes Sohn liebte, die Hand noch nicht geboten zu haben.

Und Bauermanns Seele hatte weder früher, noch jetzt daran auch nur im entferntesten gedacht, sich in diese Angelegenheit zu mischen oder gar sich selber das zuzuwenden, was Bender mit so glühender Leidenschaft erstrebte. Ein Amtchen und das damit verbundene Ansehen, der größere Einfluß, auch wohl hier und da das Vorteilhchen, das heraussprang, war für diesen die leckerste Vockspeise. Bauermann dachte vernünftiger. Er hätte um kein Gut ein Amt haben mögen, da er darin nur Schaden für sein Geschäft hätte erblicken müssen. Auch sagte ihm,

wenn ein ehrgeiziger Gedanke ihn hätte ergreifen wollen, seine Selbsterkenntnis, daß er die Fähigkeiten nicht besitze, die zum Gemeindeamte erforderlich waren. Die kurpfälzischen Schulen, in denen alle diese Männer ihre Bildung erhalten hatten, gehörten zu den dürftigsten, die sich denken lassen. Auch die Schule, welcher sie ihren Unterricht verdankten, leistete kaum das Notwendigste. Das beklagte Bauermann oft; aber Bender war zu solcher Selbsterkenntnis niemals gekommen, obwohl er kaum seinen Namen schreiben, kaum einen Brief lesen, kaum aufs notdürftigste rechnen konnte.

Nie hatte Bender in dem Grade den Bauern geschmeichelt als jetzt, nie hatte er sich so eifrig den Schein eines tieferen Wissens um die Angelegenheiten der Gemeinde gegeben wie jetzt. Er verschmähte es nicht, des Verstorbenen Handlungen zu tadeln und sich darüber auszusprechen, wie dies und jenes hätte anders und für die Gemeinde vorteilhafter eingeleitet, ausgerichtet und gemacht werden können. So bestellte er den Boden zunächst. Endlich entschloß er sich, zum Maire selber in die Stadt zu gehen. Dieser war ein alter, erfahrener Mann, der, ein Landeskind, die Insassen seines Verwaltungsbezirktes genau kannte, aber auch die Eigenschaft hatte, rund und derb das zu sagen, was er für geeignet hielt.

Eines Tages kam Bender in seine Privatwohnung; auf der amtlichen Schreibstube hätte er ihn nicht allein sprechen können. Mit großer Höflichkeit und gewinnender Freundlichkeit trat er ein und seine Verbeugung war um vieles tiefer als sonst. Der Maire hatte ihn auf der

Stelle durchschaut, und gerade bei guter Laune, wollte er einmal die Windungen kennenlernen, die hier List und Schlaueit mache, um das zu erstrebende Ziel zu erreichen.

„Wie geht's, Bender?“ fragte er freundlich.

„Wie soll's gehen, Herr Maire! So so, la la! Ich denke, wir haben ein gutes Jahr vor der Hand; wenn nur der Krieg nicht wäre!“

„Der ist weit von uns,“ sagte der Maire lachend, „und der Kaiser hat den Sieg an seine Adler geheftet.“

Bender, der gut deutsch gesinnt war, hier aber einem Manne gegenüberstand, der den Franzosen anhing und ihnen seine Stellung verdankte, zuckte die Achseln und sagte trocken: „Man sollt's meinen!“

„Überdies,“ fuhr der Maire fort, „wird die Eroberung Rußlands des Kaisers Weltherrschaft die Krone aufsetzen.“

„Was kann man sagen?“ war Benders Antwort. „Unserer versteht das nicht.“

„Da habt Ihr recht,“ versetzte der Maire. „Ich kann's auch gar nicht billigen, wenn der Bauer sich in derartige Dinge mischt.“

„Das ist richtig,“ meinte Bender; „unserer hat Besseres zu tun. In der eigenen Gemeinde ist zu tun genug.“

„Gewiß; aber sagt einmal, wie sprechen sich denn Eure Leute über den Mann aus, der Syndik werden soll?“

„Da wär' viel davon zu reden, Herr Maire,“ sprach Bender ernst und mit dem Schein großer Unparteilichkeit. „Hätte die Gemeinde zu wählen, so wüßte ich schon, wer's nicht würde. Und doch soll er Himmel und Erde bewegen.“

„Wer denn?“

„Der Müller Bauermann.“

„Hört,“ versetzte der Maire, „da seid Ihr auf einer falschen Fährte. Ich halte den Müller für einen der bravsten Männer Eurer Gemeinde und für einen sehr verständigen dazu. Schon damals, als Weierich es wurde, wollte ich ihn dazu haben; aber er hat's rund abgeschlagen, und erst vorgestern hatte ich ihn dazwischen, daß er jetzt das Amt annehmen solle. Was meint Ihr, was er sagte?“

„Menschengedanken kennt man nicht,“ erwiderte Bender; „aber damals hat er ja doch den Weierich empfohlen.“

„Das ist gelogen!“ platzte der Maire heraus und lief rot an, denn er war ein hitziger Mann.

„Gelogen?“ rief Bender erstaunt und betroffen.

„Ja, gelogen!“ fuhr der Maire fort. „Er sagte damals zu mir, der Weierich ist ein Duckmäuser, der so seine Schliche geht und sich selber nicht vergiftet. Und was er da gesagt hat, hab' ich wahr gefunden. Nein, Euch schlug er damals vor, als ich ihn fragte, Euch, und Ihr meintet — ich hab's wohl oft gehört — er habe Euch schwarz gemacht. Ihr habt unrecht an dem braven Manne getan, während Ihr und der Weierich unter dem Tische spieltet. — Ihr habt ihm viel abzubitten, Bender, das sag' ich Euch.“ Bei diesen Worten sah ihn der Maire so scharf an, daß er die Augen niederschlagen mußte. „Und vorgestern, als ich ihn wieder fragte, ob er die Stelle denn jetzt nicht annehmen wolle, sagte er fest und bestimmt nein. Er meinte, ein Amtchen sei für einen Bauers- und Geschäftsmann ein Unglück, wenigstens für einen wie er. Er habe, sagte er, sein Geschäft jetzt so im Schwung, und sein Sohn stehe ihm so wacker bei, daß der Mehlhandel neben dem Mahlen ihm die größten Vorteile abwerfe. Auch wolle er jetzt eine Ölmühle bauen, da er Wasser und Raum genug habe, und deswegen war er bei mir, daß ihm das gestattet werden möge. Der will's nicht. Als ich ihn aber fragte, wen er denn für geeignet halte, nannte er — Euch.“

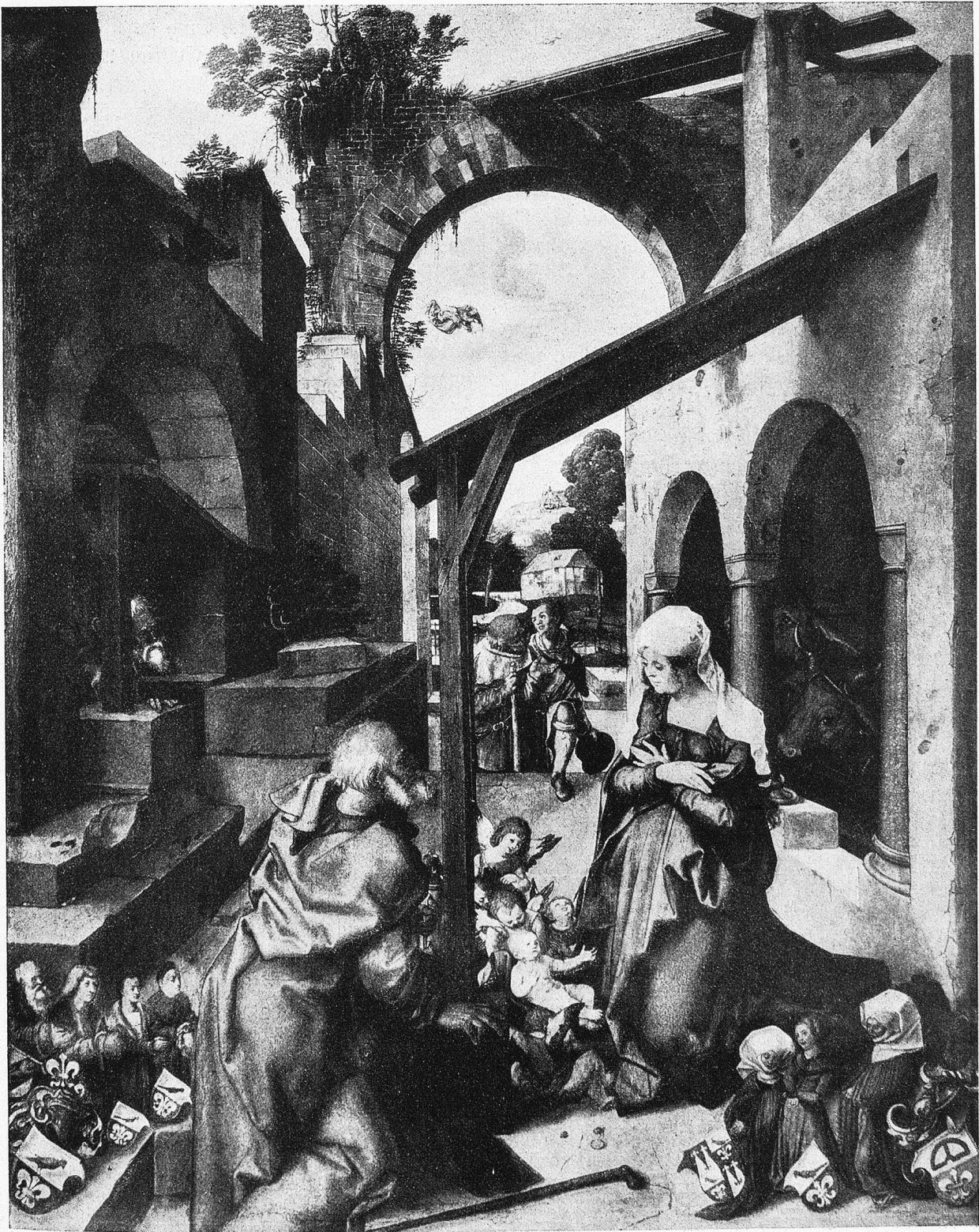
„Mich?“ fragte Bender voll Erstaunen.

„Ja, Euch!“ bekräftigte der Maire. — „Was meint Ihr dazu?“ fragte er nach einer Pause.

„Was soll ich meinen, Herr Maire?“ antwortete Bender. „Ich wäre noch rüstig genug dazu.“

„Das ist richtig; aber wißt Ihr, was ich ihm geantwortet?“ Bender sah ihn mit großer Spannung an, aber er schwieg. „Nein, sagte ich,“ fuhr der Maire fort, „der Bender wird doch kein solcher Esel sein, daß er danach strebt! Er kann ja nicht lesen und nicht schreiben. Das wäre mir ein feiner Syndik. Nein, sagte ich zu Bauermann, ich denke besser vom Bender, als daß er in seinen alten Tagen noch vom Hochmutsteufel sich plagen läßt. Der kennt sich selber besser; denn die meisten Leute, die noch aus Kurpfalz stammen, können nichts. Der Weierich war noch der Beste. Bauermann allein macht eine Ausnahme von der Regel.“

Dem armen Bender wurde es schwindlig.



Albrecht Dürer: Weihnacht.

Er entfärbte sich und zog sein rot baumwollenes Taschentuch heraus, um sich den Schweiß abzutrocknen und seine Betroffenheit zu verbergen. Der Maire tat, als sähe er das nicht, und fuhr fort:

„Der Müller meinte, Ihr wäret ein verständiger und braver Mann, da könne man sich ja in das Geschäft einschließen; aber ich sagte ihm rundheraus: der Bender ist nicht fähig dazu, und er solle nur jeden Gedanken daran fahren lassen. Ja, fuhr ich fort, wär' Euer Stoffel verheiratet und ein seßhafter Bürger, den machte ich zum Syndik, denn der hat etwas Ordentliches gelernt, und ich halte ihn für den Tauglichsten in der Gemeinde. Übrigens vor Neujahr wird nichts entschieden, und bis dahin mag der Reiter, der als Beigeordneter dient, das Amt versehen. Macht er sich, so soll er es werden; doch kommt Zeit, kommt Rat. Vielleicht verheiratet sich bis dahin der Stoffel, und dann wird er's, so wahr ich Maire bin.“

In Benders Brust arbeitete es gewaltig. Alle seine Hoffnungen waren zertrümmert; aber was er von Bauermann gehört, das tat ihm wohl. Er hat ihm im stillen alle Unbill abgelegt. Er hat sich nun die Sache zurecht, so kam etwa diese Gedankenfolge heraus: Heiratete der Stoffel und wurde Syndik und gab er ihm Ammi zur Frau, so konnte er doch so unter der Hand mit ins Amt hineinpfeuschen und die Dinge in der Gemeinde nach seinem Kopfe ordnen. Auch begann ihm der Gedanke zu schmeicheln, daß dann Ammi die erste Frau im Dorfe wäre. Diese Reihe von Vorstellungen flog ihm durch den Kopf; aber er besaß Selbstbeherrschung genug, so viel als möglich das, was ihn bewegte, zu verbergen.

„Ihr habt recht, Herr Maire,“ sagte er nach einiger Zeit, „für mich ist's nichts, und der Müller hat's gut gemeint; aber sein Stoffel muß ja noch Soldat werden, und dann wär's doch bedenklich, so einen jungen Mann zum Syndik zu machen.“

„Ihr habt da zwei Dinge erwähnt,“ sprach der Maire ernst, „auf die ich wohl antworten kann, weil ich die Sachlage kenne. Stoffel kann nicht Soldat werden. Erinnert Euch, Bender, er ist vor etwa zwei Jahren vom Kirschbaume gefallen und hat den Arm gebrochen. Obwohl das ihn an keiner Arbeit hindert, so kann er doch, da der Arm schlecht geheilt ist, nicht das

Gewehr tragen. Das steht fest und ich kenne das. Da er überdies in diesem Jahre zugfähig ist, so haben ihn neulich die Doktoren untersucht und das erklärt, was ich Euch sage. — Das andere aber ist lächerlich. Erstlich wird er, wie wir, alle Tage älter, und dann kommt's auf die Tüchtigkeit an, und die ist für ihn. Was ich in diesem Falle tue,“ setzte er mit Selbstgefälligkeit hinzu, „ist getan, und Jugend hat frische Kraft und Freudigkeit.“

Die Stunde, auf die Schreibstube zu gehen, war da, und Bender mußte sich entfernen. Der Maire sah ihm lächelnd nach. „Du bist hoffentlich geheilt!“ sagte er; „aber Alter schützt vor Torheit nicht.“

Der Weg nach dem Dorfe führte durch den Wald. Als ihn Bender erreichte, bog er links ab und ging in den dichtesten Teil des jungen Schlags, wo er sich am Stamm einer einzeln stehenden Eiche niedersezte und den Kopf, der sorgenschwer war, in die Hand stützte. Ein tiefer Seufzer arbeitete sich aus seiner Brust hervor. Was er heute erlebt, war so bedeutsam und wichtig, daß es sein Innerstes in Aufruhr brachte. Zunächst machte sich sein Zorn über den groben Maire Luft. Der hätte doch manierlicher sein können! Ihm so mir nichts, dir nichts unter die Nase zu sagen, er sei ein Esel, das war mehr, als ein Mann vertragen konnte, der nicht anders wußte, als daß er sehr klug sei, und der überzeugt war, es mache niemand seine Sache besser als er. So schwer indessen das zu verwinden war, so blieb doch nichts übrig, als den Ärger zu verschlucken. Das aber plagte ihn über die Maßen, daß der grobe Maire das auch dem alten Bauermann gesagt, und daß der es wußte. Hier riet die Klugheit, den Bauermann sich nicht aufs neue zu verfeinden; denn wurde der erst recht zornig, so erfuhr's das ganze Dorf und stand er dann nicht geradezu am Pranger?

Das zweite aber, was ihm im Kopfe herumging, war, daß es nun in Frage stand, ob, wenn Stoffel solche Aussichten hatte, er nicht am Ende die Vene heiratete; denn er ging sehr oft dorthin, das wußte er genau. Wär's da nicht klug, Ammi zurückzurufen?

Endlich bewegte ihn die Frage: ob er nicht auf irgendeine Weise mit Bauermann sich ausöhnen könne? Seit Jahren hatte er nicht bei ihm mahlen lassen, weil er den alten Bick auf ihn hatte. Er sann nach, wie das zu machen sei, ohne

daß es Aufsehen erzeuge. Zuletzt kam er darauf hinaus, wenn Ammi zurückkehre und er ihrem Umgange mit Stoffel nichts in den Weg lege, werde es kein Aufsehen geben. Und so verhärtet war Bender auch nicht, daß er nicht längst sein rauhes Wesen gegen Ammi bereut hätte. Als er darum mit seinen Überlegungen so weit war, tat es ihm im Herzen wohl, dem Gedanken Raum geben zu können, sein einziges Kind wieder um sich zu haben. War's doch schier dreiviertel Jahre, daß er Ammi nicht mehr gesehen hatte! Und wie oft hatte er das Bedürfnis gefühlt! — Aber — ein Gedanke, der mit diesem Aber durch seine Seele fuhr, erschreckte ihn. Er kannte Ammi und ihre Festigkeit. Würde sie kommen, wenn er es ihr sagen ließe? — Lange saß er in tiefem Sinnen; dann stand er auf, er hatte den Ausweg gefunden. Zu der alten Goth wollte er morgen gehen; die mußte in die Stadt und alles ausgleichen. Dann wollte er den Wagen anspannen und Ammi selber holen. Hatte sich ja doch, seit Hannjost in seinen Briefen sich wieder an Venen gewendet, auch sein Verhältnis zu Ammi geändert, und ohne Furcht, daß man ihn hänsle, konnte er die Hand zum Frieden reichen.

Glücklicher, als seit langer Zeit, kehrte Bender heim. Sanfter und ruhiger hatte er seit jenem Hochzeitstage nicht geschlafen. Als er am andern Morgen aufstand, war es ihm so wohl, so leicht im Herzen, daß er hätte singen und pfeifen können. Alles Bittere, was er beim Maire gehört, war verschwunden, und leichten Herzens ging er beizeiten zu Ammis Goth hinüber nach dem nächsten Dorf.

Unfern desselben begegnete ihm der alte Pfarrer, der viele Jahre lang sein Seelsorger gewesen war und auf den die Gemeinde noch ungemein viel hielt. Dem alten Geistlichen konnte nichts erwünschter kommen, als daß er Bender einmal traf. Er hatte ihm so vieles zu sagen, daß er kaum wußte, wo er beginnen sollte. Dem Bender war's nicht recht geheuer, denn er wußte, der alte Pfarrer war, wenn er auch den Napoleon und die Franzosen nicht leiden konnte, doch des Maires Freund und verkehrte viel mit ihm. Hätte er ahnen können, daß vieles von dem, was der Maire so ganz arglos hingeworfen in der gestrigen Unterredung, mit dem Pfarrer verabredet war, er würde jetzt aus den Eisen geschlagen haben; aber darüber lag der Schleier des Geheimnisses, und nie hob ihn eine Hand.

Nach dem herzlichen gegenseitigen Gruße fragte der Pfarrer, wohin er wolle, und Bender sagte es offen. — Mit großer Freude nahm der Pfarrer dies freimütige Geständnis auf. Er sagte ihm, wie oft schon die gute Ammi ihm weinend geklagt, daß ihr Vater so unverföhnlich sei, nicht nach ihr frage und ihr kein Vaterherz zeige.

„Bedenkt,“ sagte er ernst, „daß der ungerichte Fluch auf Euer Haupt zurückfällt! Ammi hat Euch vor einem schweren Unrecht bewahrt; sie war in ihrem Rechte, nicht Ihr. Und nun verstoßt Ihr das gute Kind, das mit so treuer Liebe an Euch hängt und sich in Gram und Heimweh verzehrt. Ihr kommt in die Stadt und besucht sie nicht. Bender, Bender! gedenkt Ihr nicht an des Herrn Gleichnis vom verlorenen Sohn? Und Ammi ist kein verlorenes Kind, und Ihr wollt doch nicht vergeben? — Ihr betet alle Tage: Vergib uns unsre Schuld, wie wir unseren Schuldigern vergeben — und Ihr tut nicht also?“

Bender traten die Tränen in die Augen. „Ach,“ sagte er, „ich bin ja auf dem Wege!“

„Nein,“ erwiderte der Pfarrer, „Ihr wollt noch einen Schleichweg gehen; Ihr wollt Euch nichts vergeben, sonst ginget Ihr selber. Die alte Goth soll gehen.“

Da rief Bender: „Ihr habt recht; jetzt seh' ich's ein, und bei Gottes Barmherzigkeit, ich gehe selber!“

„So ist's recht,“ sagte der Pfarrer; „aber noch eins, Bender. Wie steht's zwischen Euch und Bauermann? Da wird noch der alte Haß lodern? Bender, denkt an das Gebot, an das ich Euch erinnere: Vergebt, damit Euch vergeben werde! Und warum spreizt Ihr Euch so gegen die Verbindung mit dem Stoffel?“

„Ach, Herr Pfarrer,“ sagte Bender, dem es ganz weh ums Herz war, „Ihr wisset nicht, wie Ihr mich treffet. Ich hab' gestern erst klaren Wein eingeschenkt gekriegt. Ich geb' Euch die Hand drauf, so hart und zähe ich bin, ich hab' mich umgewandelt. Ihr sollt von mir hören, ich geb' Euch die Hand drauf.“

Und er drückte die Hand des Geistlichen und ging, statt ins Dorf, rechtsab das Wiesental hinunter, welches ihn auf den Weg nach der Stadt leitete.

Wer Ammi lange nicht gesehen hatte, erschrak über das bleiche Aussehen des einst so blühenden Mädchens. Offenbar nagte der tief-

ste Kummer an ihrem Herzen, und dieser Kummer war kein anderer, als der über ihres Vaters zähes Beharren auf seinem Sinne. Die Familie, die sie mehr aus Liebe als aus Bedürfnis ihrer Dienste aufgenommen, suchte sie aufzurichten, aber es gelang nicht. Halbe Nächte saß sie weinend in ihrem Bett. Da trat unerwartet ihr Vater zu ihr. Als sie ihn erblickte, sanken ihre Arme wie gelähmt herab. Sie wurde noch bleicher als gewöhnlich, und ein Zittern ergriff ihren ganzen Körper. Ihre Tränen brachen zugleich mächtig hervor, aber sie vermochte kein Wort zu sprechen.

Bender sah sie liebevoll an. „Ammi!“ sagte er, „dein Vater kommt, sein Kind wieder zu suchen.“

Er selbst war bewegt, und sein Auge wurde feucht, als er das sagte. Da löste sich der Zauber, der ihre Brust beengte; einen Schrei stieß sie aus, der gellend durch das Haus drang, und dann lag sie an ihres Vaters Brust und weinte laut. Die Bewohner des Hauses eilten herzu, und als sie das Kind an des Vaters Brust sahen und wie die beiden weinten, da sagte die alte Mutter zu den Andern: „Lasset sie allein! Da feiert die vergehende und versöhnende Liebe ein Fest, dessen sich die Engel des Himmels freuen.“

Und sie gingen und ließen sie allein, bis sie sich ausgeweint, bis das Wort das Herz erschloß und sie die Vergangenheit vergaßen in der siegenden Liebe des Augenblicks. — — —

„Es geschehen Zeichen und Wunder,“ sagte am folgenden Tag ein Nachbar zu der Witwe Weierich, die bei der Vene in traulichem Gespräch saß. „Habt Ihr's denn schon gehört, daß Benders Ammi wieder mit ihrem Vater ausgehört und hier ist seit gestern abend?“

„Was sagt Ihr?“ rief Vene und sprang auf.

„Wahrhaftig, so ist's!“ sagte der Nachbar.

Nun hielt keine Macht das Mädchen mehr. Sie flog die Straße hinauf und lag bald am Herzen der treuesten Freundin.

Bender war früh weggegangen, ohne daß er gesagt hätte wohin. Er hatte nahe bei Bauermanns Mühle eine Wiese. Dorthin war er gegangen, um Bauermann vielleicht zu treffen. In das Haus geradezu zu gehen, davon hielt ihn denn doch der noch nicht ganz niedergekämpfte Bauernstolz zurück. — Es war ein heißer Sommertag, der Himmel rein, ohne ein einziges Wölkchen. Obwohl es Vormittag war, so zit-

terte doch schon die Luft in der sengenden Glut der Sonne. Die Pflanzen ließen matt ihre Blätter hängen und kein Lüftchen bewegte das Laub der Erlen, die am Mühlenteiche standen. An der Mühle ließ sich keine Seele sehen; nur die Räder klapperten emsig, vom starken Wasserstrahle getrieben.

Bender ging am Teiche hinab, wo es schattig war, und näherte sich der Bütz, die an die Mühle stieß und nach Landesfitt mit einem sauber beschorenen und sorglich gepflegten Hage von Hainbuchen umfriedigt war. Dort standen des Müllers Bienenstöcke, gegen die Hainbuchenhecke sich anlehnd. Bender trat näher, um nach dem Fluge der Bienen und ihren vorliegenden Schwärmen zu sehen. Das hatte er früher um keinen Preis getan. Er ging wohl auch auf seine Wiese, aber kein Blick streifte die Mühle; er tat, als sähe er sie nicht. Heute aber war er so glücklich, Ammi hatte ihn so liebevoll begrüßt, als er aus der Kammer trat; sie hatte sein Frühstück schon bereitet, und nie war die Suppe, die die Magd gekocht, so schmackhaft und so nach seinem Sinne gewesen. Er hatte Gott gedankt für die Wendung der Dinge, und es war ihm, als sei die vergangene Zeit ein müßiger Traum gewesen. Da kam denn auch des alten Seelsoegers Wort wieder mit seinem ganzen Gewicht in sein Andenken zurück, und das Versprechen, das er ihm vor Gott gegeben.

Neben seinen Bienenstöcken saß der Müller Bauermann auf einem Schemel, den er sich dahin getragen, weil er heute gegen Mittag das Schwärmen eines Stockes mit Gewißheit erwarten konnte. Das Geräusch von Tritten hatte ihn aufmerksam gemacht. Er lugte durch die Lücken der Blätter, die ihn verdeckten, und gewahrte den Bender. Er erstaunte; Bender sah nach der Mühle; ja, es kam ihm vor, als suche sein Auge jemanden, als verlange er, jemanden aus der Mühle zu treffen. Nach dem, was er bis jetzt an Bender erlebt, kam ihm das so sonderbar und rätselhaft vor, daß er sich kaum dareinfinden konnte. Sein Erstaunen wuchs, als Bender an den Hag näher herantrat und die Bienen betrachtete.

In diesem Augenblicke stürmten die Massen der Bienen zum Flugloche heraus. Summend schwärmten sie nach der Höhe.

„Der fliegt ab!“ rief Bender. „Ist denn niemand da?“



Albrecht Dürer: Jesu Kindheit.

„Doch,“ sagte jetzt Bauermann und stand auf, Bendern grüßend. Der hatte sich schon zur Erde gebückt und eine Handvoll Erde gegriffen, welche er in den Schwarm warf.

„Hol' das Faß! geschwind!“ sagte er zu Bauermann, „ich will dir helfen!“ Rasch sprang er um die Ecke, wo die Tür war, und stand bald neben dem Müller. Ohne auf etwas anderes einzugehen, sprach Bender eifrig von den Bienen und beobachtete dabei die Richtung, welche der Schwarm zu nehmen schien. „Dort am Bäumchen hängt er sich,“ sagte er, und wirklich bildete sich bald der dicke Klumpen, anzeigend, daß dort die Königin ihren Ruhepunkt gewählt habe. Der Schwarm wurde nun gefaßt und dann ins Gras gestellt, wo er sich bald bezog.

Jetzt fühlte Bender, daß er reden müsse von dem, was ihm im Herzen brannte.

„Bauermann,“ sagte er verlegen, „ich habe dich viele Jahre lang im Verdachte gehabt, du seiest mein Gegner und Feind. Gestern sind mir die Augen aufgegangen und ich hab's eingesehen, daß ich dir groß Unrecht getan. Sieh, darum komm' ich und reiche dir die Hand und sage ehrlich: Verzeih mir's; der Hader soll begraben sein ins tiefste Meer!“

Bauermann hatte ihm bewegt zugehört. „Gottlob,“ sagte er, „und Gott lohn's dem, der's getan, daß du zur Einsicht kommst. Hier ist meine Hand! Niemand kann sie lieber reichen als ich; denn Hader ist Eiter in den Gebeinen, und Friede ernährt, Unfriede aber verzehrt.“

Mit einem herzlichen Händedruck war der Friede hergestellt und besiegelt. Noch lange saßen sie beieinander, bis der nahende Mittag zur Heimkehr rief. Als Bender schon wieder jenseits der Bück war, rief er noch zurück: „Sende den Stoffel mit dem Wagen, ich muß heute noch Korn fassen.“

„Es geschehen Zeichen und Wunder!“ rief Bauermann, als er zu seiner Frau trat, bei der Stoffel stand. Keines begriff, was er meine; als er aber erzählte, was sich ereignet, hörten sie voll Bewunderung zu, und die Mutter schlug die Hände zusammen; Stoffel aber ging in den Garten, weil es für sein Herz zu eng wurde in der Stube. Die Freude war so groß, nach so langer trostloser Aussicht; die Hoffnung schwellte sein Herz aufs neue. Er konnte den Abend kaum erwarten, wo er Ammi wieder sehen sollte, und diesmal im elterlichen Hause, das er seit seinen Kinderjahren nicht mehr betreten hatte.

Ammi ahnte nichts, als ihr Vater mit dem Knechte ging, Korn zu fassen, und ihm sagte, er habe den Müller selbst bestellt. Abends stand sie in der Stube, als ein Müllerwagen daherrasselte, den die Glocken der Kasse verkündeten. Sie hätte fast laut aufgeschrien, als sie Stoffel sah, der am Hause hielt und hereinsprang, nachdem er die Peitsche ans Kummel gesteckt. Hocherrötend blickte sie in ihres Vaters Angesicht. Dieser lächelte und sagte: „Geh', Ammi, und zeige dem Stoffel das Korn, das er laden soll.“

Sie zauderte — das war zu außerordentlich, als daß sie hätte daran glauben sollen. „Nun,“ sagte Bender, „soll ich selbst die hohe Treppe hinaufsteigen?“ Da flog sie pochenden Herzens hinaus und vor Stoffel die Stiege hinan, daß er ihr kaum folgen konnte. Aber droben? Da sank die Glückliche an des Jünglings treue Brust, und im Jubel erzählte sie ihm alles, was sich seit gestern Wunderbares ereignet hatte. Doch wie erstaunte sie, als nun auch Stoffel ihr die neue Mär von heute morgen mitteilte. Ammi blickte dankend nach oben, Stoffel aber drückte sie an seine Brust und rief: „Ammi, es tagt nach langer Nacht und die Hoffnung geht auf wie die Morgensonne!“ Und ihr in die Augen blickend, fragte er leise: „Sagst du auch nein, wenn du mit mir am Altar stehst und dich der Pfarrer fragt, ob du mein Weib werden wollest?“

Da riß sie sich aus seinen Armen, deutete auf die Säcke und rief: „Stoffel, trag' das Korn hinab! Hörst du, es klingelt, die Mühle ist leer!“ Und im Nu war sie die Treppe hinab und ver barg das glühende Antlitz in ihrer Kammer. —

Es war im Spätherbste des Jahres 1813, gegen Martinstag, und es war ein Wetter, daß man keinen Hund vor die Tür hätte jagen mögen. Bäcker und Müller stritten draußen, wer von ihnen der größte Schelm sei, wie man auf dem Hunsrück sagt, wenn im Herbst Regen und Schnee untereinanderfällt und der Wind die Wetterfahnen und die Flocken und Tropfen trillt. Man sucht dann eifriger den warmen Ofen und schmiegt sich fröstelnd daran, die bedauernd, die draußen sein müssen.

In einer hellerleuchteten Stube saß ein blühendes junges Weib neben dem alten, viereckigen Ofen, auf dessen Platten biblische Geschichtsdarstellungen zu sehen waren. Sie spannen den silberglänzenden Flachs und zog seine Fäden, während sie dann und wann einen liebe-

vollen Blick auf die Wiege warf, in der ein Kind sanft schlummerte, leise geschaukelt von einem alten Manne, der auch kaum vom Kinde weg sah, dessen Züge der schönen Mutter Abbild waren. Dann aber flog ihr Blick mit demselben Ausdrucke zur andern Seite des Tisches, wo ein junger Mann saß, der seine Pfeife rauchte und das glückliche Gesicht der Mutter mit unsäglichem Wohlgefallen betrachtete.

Das Gespräch stockte eben, da klopfte es an dem Laden, erst leise, dann stärker. Die junge Frau erschrak.

„Herr Syndik!“ rief eine bekannte Stimme, und der junge Mann ging zum Fenster und öffnete.

„Was gibt's?“ fragte er.

„Lieber Gott, es sind wieder zehn Deserteurs da, die um Gottes willen bitten, wir sollen ihnen Brot geben. Es sind Deutsche.“ Es war ein Mann von der Sicherheitswache, die man überall in den Dörfern errichtet hatte, weil die Wälder von Deserteurs der zerrütteten Armee wimmelten.

„Sollen wir sie arretieren?“ fragte der Mann, setzte aber schnell hinzu: „Wir müßten dann aber Hilfe holen!“

„Stoffel!“ bat das junge Weib, „es sind ja auch treuer, trauernder Mütter Söhne! Tu' es nicht!“

Der Syndik blickte nach ihr hin und man sah, wie schwer es ihm wurde, seiner Pflicht zu genügen.

„Ich muß,“ sagte er. „Meine Pflicht fordert es.“

Ammi blickte trauernd in das Licht und seufzte tief. Stoffel griff nach seiner Mütze.

„Willst du?“ fragte sie zitternd vor Mitleid, Angst und Sorge.

„Weib,“ sagte er bittend, „mache mir meine Pflicht nicht schwerer, als sie ist!“

„Vater,“ bat sie, „geht doch mit ihm, daß ihm kein Unglück widerfährt.“

Der alte Bender stand rasch auf, um nach seiner Mütze zu greifen; aber in dem Augenblicke kam ein zweiter Bote, der sagte, sie seien fort. Die Leute hatten ihnen Brot gegeben.

„Dann kann ich zu Hause bleiben,“ sagte Stoffel Bauermann, der junge Syndik; schloß den Laden und setzte sich wieder. Langsam lehrten Ammis rote Wangen wieder.

„Es ist doch entsetzlich,“ sagte sie, „was die armen Jungen ausstehen müssen!“

„Und wie muß es um die Armee stehen!“ meinte Vater Bender. „Seit der grausamen Schlacht von Hanau laufen halbe Regimenter fort, der Heimat zu. Haben sie aber unrecht? Ihr Kaiser lügt die Welt an in einem Bulletin, das man in alle Welt schickt, und sagt, er habe gesiegt, und läßt seine Leute im Stich und macht sich aus dem Staube nach Paris! Und euch, den Syndiken, gibt man Befehl, die armen Teufel zu arretieren, die nicht wissen, wer Koch oder Kellner ist. — Nein, käm' einer oder zehn an unsere Tür, ich gäb' ihnen all unser Brot. Gelt, Ammi?“

„Freilich,“ sagte die junge Frau und blinzte schalkhaft nach ihrem Manne. „Sie kämen dann ja zum Bender und nicht zum Syndik Bauermann, zu Benders Ammi und nicht zur Frau des Syndik.“

„Schöne Wirtschaft!“ sagte der Syndik halb ernst, halb lachend. „Ich glaube, ihr habt's schon so gemacht.“

Da ließ das junge Weib den Faden einlaufen, klatschte leise in die Hände und sagte: „Gelt, Vater, der Stoffel könnte Ratschherr werden!“

Der Alte lachte und sagte: „Du hast's ja nicht gesehen, als es gestern abend geschah!“

„Ach,“ rief Ammi, „wenn doch der Hannjost käme!“

„Ei,“ erwiderte Stoffel, „da sieht man doch, daß es ihr mit ihrem Nein nicht so Ernst war! Vielleicht sagte sie jetzt gerne ja!“

„Du böser Mann!“ zürnte das junge Weib. „Aber nein,“ fuhr sie fort, „laßt uns im Ernst davon reden. Nun ist's weit über ein Jahr, was sag' ich, schier zwei, daß kein Zeichen des Lebens mehr von ihm gekommen ist.“

„Ich weiß nicht,“ sagte Stoffel, „mir ist's, als müsse er kommen. Der Andres Pfaff aus der Stadt, der als Invalide heimgekommen ist, hat ihn ja noch vor der Leipziger Schlacht gesprochen, wie er mir selber gesagt hat. Hat ihn Gott so lange erhalten, so bin ich des Glaubens, daß er kommt.“

Und noch lange besprachen sie diese ihnen allen wichtige Angelegenheit.

Und gerade in dieser Nacht war es, daß nach ein Uhr an Weierichs Haus leise geklopft wurde. Der Knecht hörte es und dachte, es seien wieder hungernde Deserteurs, welche damals in Scharen die Wälder des Hunsrücks durchwanderten. Meist waren es Belgier und Holländer, oder Niederländer aus dem Bergischen oder der Ge-

gend von Nachen und Cleve, die sich ihrer Heimat näherten. Strenge Befehle wurden gegeben, sie zu arretieren, aber kein Mensch tat es, vielmehr leistete ihnen überall das Volk Hilfe und Beistand, so viel es konnte.

Der Knecht stand auf, um nachzusehen, und da fiel es ihm auf, daß der alte Spitz nicht bellte, sondern mit allen Zeichen der Freude wedelnd an der Tür herumlief. Er öffnete das Fenster.

„Jakob,“ sprach eine Stimme, die ihm bekannt schien, „mach' auf, ich bin's, der Hannjost, des Syndiks Sohn; aber sei stille, daß es niemand merkt.“

Der alte Knecht öffnete, und zerlumpt, naß und fast barfuß hinkte Hannjost herein. Die Uniform hing ihm in Fetzen am Leibe und den Arm trug er in einer Binde.

„Wie geht's meinen Eltern? was macht Vene?“ fragte er.

„Eure Mutter ist wohl auf und auch Vene — aber Euer Vater ruht schon lange im Grabe.“

Da sank der Arme auf die Bank und weinte laut.

Die Mutter hörte die Unruhe unten. Sie stand auf, machte Licht und kam herab. — Wie erschrak sie, als sie den Fremden sah; aber welche Seligkeit durchströmte das Mutterherz, als es der geliebte Sohn war. Schnell wurden Kleider geholt, Kaffee gekocht, und erst jetzt sah sie seinen Arm. Er war verwundet worden bei Hanau und noch war der Stich einer Lanze nicht ordentlich verbunden. Die Wunde sah übel aus. Was die pflegende Liebe konnte, geschah, aber noch vor Tag holte der Knecht den Chirurgus

aus der Stadt, der ein verschwiegener Mann war.

Morgens kam, wie sie pflegte, Vene. Am strahlenden Antlitze der Mutter sah sie, daß etwas Erfreuliches vorgefallen war. Sie sah sie forschend an.

„Komm,“ sagte jene und führte sie hinauf. Der Chirurgus hatte eben den Arm untersucht und verbunden. Vene warf sich weinend über den Geliebten.

„Kannst du dem Neuen vergeben?“ fragte er sie. „Ich habe schwer gebüßt!“ setzte er hinzu.

Sie barg ihr Angesicht an seiner Brust und ihr Mund brauchte nicht zu antworten.

Morgens kam Vene, strahlend vor Freude, zu Ammi, die allein bei ihrem Kinde saß. Diese sah die Freundin einen Augenblick forschend an, dann rief sie: „Er ist da! gelt, er ist da?“ Und Vene nickte mit seligem Antlitze.

„Aber schweig, um Gottes willen!“ sagte sie. „Wir halten ihn verborgen. Denk' dir, er ist verwundet!“

Zwei Monate kaum war er verborgen, da kamen die Deutschen unter Blüchers Führung und die Rheinlande waren frei. Des genesenen Hannjosts erster Gang war zu Stoffel und Ammi.

„Meinst du, ich hätte es nicht gewußt?“ fragte Stoffel seine triumphierende Frau. „Da hätt' ich ja doch blind sein müssen. Dir les' ich jeden Gedanken auf der Stirn!“

Bald vereinte der Pfarrer das glückliche Paar, und Vene sagte nicht nein.

Nur Gnade.

Alles ist Gnade,
Nichts mit Bitten wolle erzwingen,
Gott kennt kein Ringen,
Er nahet auf freundlichem Pfade.

Will er sich gütig erweisen
Und dich beglücken,
Siebt er dir Lasten von Eisen
Wie Flaum von dem Rücken.

Sieh: Eine silberne Frühe
Hat dich entkettet,
Ohne Schmerz, ohne Mühe
Bist du errettet.

Was Jahre nicht schufen
Noch strebender Wille,
Er hat es gerufen
Aus nächtlicher Stille.

Du schlugest im Streite
An felsige Warten
Er schob sie bei Seite
Wie flatternde Karten.

Drängen und grausames Ringen
Kann vor dem Hohen nicht taugen.
Denkt er die göttlichen Augen
Zu dir, so schenkt er Gelingen.

J. Nickenmann.